(Morgen-Ausgabe.)

Berlin.
Mittwoch, 17. Juni.

National-Zeitung.

№ 275.
1857. — 10ter Jahrgang.

Abonnement f. Berlin: viertelj. 1 Thlr. 20 Sgr., für ganz Preußen 2 Thlr. 12½ Sgr.; für das übrige Deutschland 2 Thlr. 24½ Sgr.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten des In- u. Auslandes an; f. Berlin d. Exped. Lindenstr. 61
Inserate: die Petitzeile 2 Sgr.

Bestellungen auf die National-Zeitung für das dritte Quartal 1857 wolle man auswärts bei der nächsten Postanstalt möglichst frühzeitig machen. Der Pränumerations-Preis beträgt bei allen Postanstalten in Preußen 2 Thlr. 12½ Sgr.; im übrigen Deutschland 2 Thlr. 24½ Sgr.; für Berlin 1 Thlr. 20 Sgr. pro Quartal.

Inhalt.

Rückblicke und Aussichten. I.
Deutschland. Berlin: Hauptversammlung des Gustav Adolfs-Vereins. Eisenach: aus der evangelischen Kirchen-Konferenz. München: die Gesetzgebungs-Ausschüsse über die Prügelstrafe. Dresden: Rückkehr und Reise des Hrn. v. Beust. Luxemburg: das neue Wahlgesetz.
Oesterreichischer Kaiserstaat. Wien: klerikaler Einfluß; aus Galizien.
Schweiz. Bern: Schlußrede Dr. Escher's.
Türkei. Konstantinopel: Redschid's Stellung; die Eisenbahnprojekte; Banien.
Amerika. Rio de Janeiro: Thronrede und Neubildung des Kabinets.
Amtliche Nachrichten.
Berliner Nachrichten.
Provinzial-Zeitung.

Rückblicke und Aussichten.

I.

Bei den Neuwahlen zu dem gegenwärtigen Abgeordnetenhause im Herbste 1855 stand die gesammte Rechte zusammen. Die Partei der „Neuen Preußischen Zeitung" legte sich damals mit der allerschärfsten Betonung den Namen der „königlichen" bei, und gerade ihre Anhänger verkündeten mit besonderem Eifer, daß jede Trennung zwischen der Krone und dem bestehenden Regierungssystem eine konstitutionelle Ketzerei sei; die Wahl des Regierungs-Kandidaten oder seine Verwerfung lege einfach Zeugniß ab für die Unterthanentreue oder deren Gegentheil. Wurde in den größeren Städten, wo die äußerste Rechte ein wenig günstiges Feld fand, diese Auffassung noch mit einiger Zurückhaltung vorgetragen, so machte sie sich dagegen in abgelegneren Kreisen mit jener Schroffheit laut, mit welcher man jetzt in Frankreich die Wahlen lediglich als Vertrauensvotum für den Thron behandelt. Dem gegenüber vermochte vielfach die Opposition damals nur mit Mühe sich die Anerkennung zu erkämpfen, daß sie innerhalb einer, auf fester Ueberlieferung und unverbrüchlichem Gesetz ruhenden, gemäßigten Monarchie überhaupt ein berechtigter Faktor sei.

Inzwischen traten im Laufe der letzten Session zahlreiche Erscheinungen hervor, welche eine Lockerung des Bandes zwischen der Rechten und äußersten Rechten bezeichneten. Nachträglich hat die „Neue Preuß. Ztg." in einer Reihe von Rückblicken die prinzipielle Bedeutung dieser Differenzen umfassend erörtert. Sie weist darauf hin, daß solche Scheidungen innerhalb der siegenden Partei überall zu Tage kommen, sobald das Ziel der gemeinsamen Aktion erreicht ist. Die von dem Herrenhause in der Steuerfrage angenommene Stellung wird als „das Unterpfand und der Anfang einer neuen Aera der festständischen Volksvertretung" begrüßt. Nicht vom konstitutionellen, sondern vom ständischen Standpunkt zwar sei die Opposition ausgegangen, aber sie sei darum nicht weniger eine prinzipielle, gegen ein bestimmtes Regierungssystem gerichtete, und sie wiege um so schwerer, da das Herrenhaus inamovibel, die Zusammensetzung jedes Ministeriums dagegen dem Wechsel unterworfen sei. Zwar sei eine Ausgleichung zu hoffen, sollte sie aber nicht erreicht werden, so könne „der Ausgang des Kampfes zwischen Person und Institution kaum zweifelhaft sein." Es sei kein zufälliger Umstand, daß das eigentliche Objekt des Konflikts kein anderes gewesen, als die „Verbesserung der Lage des Beamtenstandes." Es handle sich darum, ob das ständische oder das Beamtenelement für die weitere politische Entwickelung Preußens maßgebend sein solle. Das letztere wird einer herben Kritik zum Vortheil des ersteren unterworfen, und die verschiedenen Schattirungen der ministeriellen Rechten erfahren die entsprechende Charakteristik, zumal diejenigen Elemente derselben, „welche lediglich der Gewalt als solcher dienen, welche die Gunst von oben als ihre Lebensluft und Drohungen und Versprechungen als die triftigsten parlamentarischen Gründe behandeln — empfängliche Gemüther, die vor jedem eigenen Gedanken erschrecken und durch ihre männliche selbständige Haltung eine solche Anerkennung selbst bei ihren Feinden errungen haben, daß nur noch der Wunsch nach einer Kammer-Livree rückständig geblieben ist."

Diese Polemik gegen den „Cäsarismus", gegen die „bureaukratische Hierarchie und Omnipotenz" hat zu einer Erwiederung in der ministeriellen „Zeit" Anlaß gegeben, in welcher die „Neue Preuß. Zeitung" beschuldigt wird, von ihren bisherigen Grundsätzen abgefallen zu sein und sich, wenn auch unter Anwendung anderer Redeweisen, zur konstitutionellen Schablone bekehrt zu haben. Es ist so viel richtig, daß die äußerste Rechte sich bisher fast ausschließlich auf die Regierung stützte, um vorwärts zu kommen; wo andere Parteien die öffentliche Meinung anriefen, appellirte sie an die Mittel, über welche das Beamtenthum verfügt. Indessen war es doch immer ersichtlich, daß das Letztere nur als dienendes Werkzeug für ein selbständiges Parteiinteresse betrachtet wurde. Man steht jetzt hinreichend auf eigenen Füßen, um in Gegenzugeständnissen immer karger zu werden. Nicht die Prinzipien haben sich geändert, sondern nur die thatsächliche Lage.

Was uns betrifft, so haben wir keine besondere Veranlassung in diesem Streite Partei zu nehmen. Die „Neue Preuß. Ztg." erklärt es für unmöglich, daß die bisherige, unter dem Kollektivnamen der „großen Rechten" zusammengefaßte Partei noch länger in einem passiven Provisorium und einer mäßigen „Erwägung" der brennendsten Zeitfragen beharre, ohne ihrem inneren und äußeren Ruin mit schnellen Schritten entgegen zu gehen. Sie sei herausgetreten aus ihrer mehr negativen und abwehrenden Stellung, eingetreten in das Stadium, „wo man von ihr selbständige, Grund legende staatsmännische Gedanken, politische, konstruktive ihrem Prinzip entsprechende Thaten erwartet und verlangt." Wir können zusehen, bis diese Thaten an's Licht treten. Wir wollen nicht bestreiten, „daß die Rechte jetzt offenbar die Aktion der Linken überflügelt hat." Es ist eine wenig fruchtbare Aufgabe, mit Entwürfen für staatliche Organisationen hervorzutreten, von denen man im voraus überzeugt ist, daß sie zunächst nicht zu verwirklichen sind. Die Initiative gebührt denen, welche sich im Besitze hinreichender Macht glauben, um ihre Projekte durchzusetzen.

Wenn indessen versichert wird, „daß selbst die demokratische Partei gegen Theorie und Praxis der Rechten nichts weiter vorzubringen weiß, als daß dieselbe doch mancherlei Berührungspunkte und Analogien mit der ihrigen hätte," so liegt hierin eine Aufforderung, die nicht ganz unbeachtet bleiben darf. Und dies um so weniger, als die Erklärung hinzugefügt wird, daß die Demokratie nur dadurch zu überwinden sei, daß man sich der Wahrheiten bemächtige, die sie entstellt im Schooße trage, und ihre berechtigten Forderungen realisire, daß man, wie nach dem Jahre 1807, so auch jetzt den Feind nur mit seiner eigenen Kriegskunst und seinen eigenen Waffen besiegen könne.

In der That nimmt die ganze Erörterung der „N. Preuß. Zeitg." ihren Ausgangspunkt von den Ereignissen des Jahres 1848, und von dem geschichtlichen Grunde der damaligen Erfahrungen aus begiebt sie sich an die Aufsuchung der unerläßlichen Heilmittel. Wir finden diese Methode vollkommen rationell, nur muß sie mit der nöthigen Unbefangenheit geübt werden. Will man die Ursachen für immer hinwegräumen, welche die damalige Erschütterung aller Verhältnisse hervorriefen, so muß man sie mit klarer Diagnose ans Licht ziehen. Hierin bedarf das Räsonnement des Organes der äußersten Rechten einer Zurechtstellung, die keinen andern Anspruch macht, als daß man nicht notorische Thatsachen als ungeschehen betrachte.

Deutschland.

* **Berlin**, 16. Juni. Nach einer Bekanntmachung des Centralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig wird die funfzehnte Hauptversammlung des Gesammtvereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 31. August, 1. und 2. September d. J. in Kassel stattfinden.

Eisenach, 14. Juni. Die Frage von der Kirchenzucht ist bereits zur Verhandlung bei der deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz gekommen und in einem gemäßigten Sinne erledigt worden. Probst Nitzsch aus Berlin, der Referent in dieser Sache, wies in seinem Vortrage nach, wie eine Restituirung der früheren Kirchenzucht der Kirche selbst nur den empfindlichsten Nachtheil bringen müsse, wie die rechte Seelsorge die fehlende äußere kirchliche Zucht reichlich ersetze und daß die Kirchenregierungen sich darauf beschränken müßten, die in den Gemeinden noch vorhandenen und in ihrer Sitte lebendigen Ueberreste der Kirchenzucht schützend zu erhalten. Polizeiliche Maßregeln zur Förderung der Kirchenzucht, geistliche Gerichtsbarkeit und Strafgewalt u. dgl. Prätensionen unserer kirchlichen Ultras fanden in der Konferenz durchaus keine Vertretung.
(M. Ztg.)

= **München**, 14. Juni. In dem von den Gesetzgebungsausschüssen dermalen berathenen Entwurfe eines Strafgesetzbuches wird der durch das Gesetz vom 12. Mai 1848 abgeschafften körperlichen Züchtigung zwar nicht als Hauptstrafe, jedoch in der Art gedacht, daß sie bei Landstreichern, Gewohnheitsbettlern oder solchen Personen, die in Folge einer früheren Verurtheilung eine Ehrenstrafe erlitten haben, statt einer Gefängnißstrafe von weniger als 6 Monaten wegen eines vorsätzlich verübten Vergehens eintreten kann, während sie im Art. 2. des Polizeistrafgesetzentwurfes als generell zuläßige Strafe für Uebertretungen aufgeführt ist. Würden diese Bestimmungen, wie kaum zu erwarten, die gesetzliche Sanktion erhalten, so wäre damit die Prügelstrafe, die als polizeiliches Strafmittel in den diesrheinischen Kreisen vorkommt, nicht nur in der Pfalz, deren dermaliges Strafgesetz die körperliche Züchtigung nicht kennt, neu eingeführt, sondern auch die durch das Gesetz vom 12. Mai 1848 für die diesrheinischen Kreise betretene Reform rückgängig gemacht. Dieses Gesetz bezweckte nämlich noch vor dem Erscheinen einer neuen das ganze Königreich umfassenden Strafgesetzgebung den dringendsten Mängeln des Strafgesetzbuches von 1813 abzuhelfen. Die Staatsregierung hatte hierüber in den Motiven ihres desfallsigen dem Landtage vorgelegten Entwurfes selbst erklärt: „Das Strafgesetzbuch von 1813 enthält einige Strafen, welche bei der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuches jedenfalls hinwegfallen müssen. Dies gilt zunächst von der körperlichen Züchtigung, welche mit dem heutigen Standpunkte der politischen Bildung nicht vereinbar ist" rc. Im totalen Gegensatz hiermit soll nun die auf polizeilichem Gebiete im diesrheinischen Baiern fortwährend gehandhabte körperliche Züchtigung auch als Kriminalstrafe, noch dazu in größerer Ausdehnung als vor dem Gesetz

---

Marie Seebach als Luise Miller, Gabriele und Margarethe Western.

(Königliches Schauspielhaus: 14. und 15. Juni.)

Wir schlossen unsern vorigen Bericht über die Jane Eyre des Frl. Seebach damit, daß wir sie eine der interessantesten Schauspielerinnen nannten. Man hat diesen Ausdruck mißverstanden, obwohl wir glaubten, ihn durch unsere vorausgegangene Schilderung des Großen und Schönen, das die Darstellung der Jeane Eyre uns bot, in eine Sphäre erhoben zu haben, wo man ihn auf jenes Interesse nicht beziehen könnte, das ganz besonders dem Berliner mit alltäglicher Geläufigkeit auf der Zunge liegt. Auf den Vordersatz, daß Marie Seebach auch dann eine der interessantesten Schauspielerinnen für uns bleibe, wenn wir in einem Charakter, in einer Scene nicht denselben Weg mit ihr zu gehen vermochten, legten wir das Hauptgewicht; da, wo sie ganz aufgeht in dem Wesen ihrer Rolle, steht sie unerreicht über allen ihren lebenden Mitbewerberinnen um den Ruhm schauspielerischer Künstlerschaft. Man wolle daher dem Worte „interessant" an der Stelle, wo wir es gebrauchten, nicht jene Blässe ankränkeln, die man sonst wohl mit ihm verbindet. Um Dem zuvorzukommen, erinnern wir nicht allein daran, daß wir schon nach dem ersten Auftreten des Frl. Seebach ihre hohe Bedeutung erkannten, sondern wir stehen jetzt, nachdem wir eine Reihe ihrer Darstellungen sahen, nicht an, ein Wort auszusprechen, das wir nur nach strenger Abwägung unsers Urtheils anzuwenden gewohnt sind: Marie Seebach ist eine große Künstlerin, schon jetzt kraft ihres Genius wie durch ihr Streben, Ringen und Erringen die größte deutsche Schauspielerin ihres Fachs auf den Brettern der Gegenwart und durch den Reichthum ihrer Begabung, die Fülle ihrer Phantasie, die Tiefe ihres Gemüths, die Schärfe ihres Geistes dazu berufen, sich den größten Künstlern aller Zeiten an die Seite zu schwingen. Schmerzlich berührt uns der Gedanke, daß wir nicht hier in Berlin mit steter Aufmerksamkeit die fortschreitende Entfaltung dieser seltenen Kraft begleiten sollen, daß Marie Seebach nicht uns gehören, nicht auf den Brettern fortwirken soll, auf denen eine Bethmann und Charlotte v. Hagn, ein Fleck und Iffland, ein Devrient und Seydelmann wirkten. Hier allein, auf der Hofbühne Berlins, wäre ihre rechte Stelle.

Wahrheit und Wirkung heißen die beiden Gottheiten, welchen Marie Seebach mit ihrem künstlerischen Streben huldigt. Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich haben wir es dem aufreizenden Einfluß einer langen Reihe von Gastspiel-Triumphen vorzugsweise beizumessen, daß die letztere Gottheit nicht immer völlig Hand in Hand geht mit der ersteren, daß die Wirkung sich zuweilen mit starkem Ehrgeiz über die einfachere Wahrheit emporgdrängt, denn dem Grundton ihrer Darstellungsweise fühlt man es an, daß sie dem edelsten Ringen nach Erfüllung der theatralischen Formen mit wahrem Leben entflammt; und wie oft begegnet uns in ihr eine so hohe und reine Einfachheit, daß wir dem Augenblicke zurufen möchten: verweile, denn Du bist so schön! Und vergessen wir dabei nicht, daß, je kühner ein energischer Genius darnach strebt, das Leben in allen seinen reichen Erscheinungen zu umfassen, ein um so mächtigerer geistiger Zügel auch dazu gehört, ihm stets am rechten Ziele Halt zu gebieten. Vergessen wir auch ferner nicht, daß wir bei den meisten unserer heutigen Schauspielerinnen uns an eine mit schweren Accenten belastete Deklamation gewöhnt haben, mit welcher dann die effektvollsten Steigerungen des Organs niemals in einen so entschiedenen Gegensatz treten können, wie die furchtbar emporflammende Gluth der Leidenschaft gegen die zarte Schlichtheit, in der Marie Seebach natürlich ruhige Stimmungen hält. Daß sie dieser Gegensätze in ihrer höchsten Spannung, in ihrem weitesten Unterschiede Herrin ist, das eben verleiht ihrem Talente seinen eigenthümlichen Zauber, jene liebliche Reinheit und jene hinreißende Macht.

Einfachheit und Ueberschwänglichkeit sind die Pole, zwischen denen der Charakter der Luise in „Kabale und Liebe" schwankt und welche in der Darstellung desselben ihre harmonische Lösung finden sollen: Einfachheit des jungfräulichen Herzens wie des bürgerlich genügsamen Standes, Einfachheit und schlichte Innigkeit wie sie allen realen Bedingungen des Charakters entsprechen, und Ueberschwänglichkeit eines schwunghaften Gefühlslebens, das im Ideal der Liebe sich befriedigt. Dieser in der Schiller'schen Dichtung athmende ideale Schwung kann auch in der Darstellung allein über den Mangel an Motivirung und die maaßlose Verblendung der Charaktere wenigstens im lebendigen Eindruck des Augenblicks hinweg helfen. Marie Seebach ließ die schwärmerische Tonart erklingen, in der die Jugendarbeit unsers großen Dichters geschrieben ist, doch neigt ihr Naturell im Ganzen mehr dazu, die realen Bedingungen des Charakters hervor zu heben. So war denn z. B. die kunstreich durchdachte Komposition der umfangreichen Scene des dritten Aktes, in welcher Luise von dem Sekretär Wurm genöthigt wird, durch den entsetzlichen Brief sich selber moralisch zu brandmarken, so waren die satirisch geschliffenen Worte, die sie der Lady Milford entgegenschleudert und die sich nur aus einer furchtbar gährenden Verzweiflung unter der Hülle erzwungener Ruhe erklären lassen, zuweilen kühler als die Schiller'sche Dichtung. Das lebende Geschlecht ist jener idealen Schwärmerei, die in „Kabale und Liebe" mit überkräftigen Phrasen wechselt, durch den Lauf der Zeiten mehr und mehr entrückt. Es bedarf der Reflexion, um sich in jene hochgespannten Stimmungen zurückzuversetzen. Und Schiller selbst stand, als er das Stück verfaßte, nur mit dem erregten Gemüth noch in ihren Grenzen; mit dem Fluge seines Denkens war er ihnen schon enteilt. Daher neben dem Erguß himmel- und erdstürmender Gefühle auch in der Dichtung mehr als einmal die Kälte prosaischer Nüchternheit und eine künstlich zugespitzte Dialektik. Dem Künstler der Gegenwart erwächst aus diesen inneren Widersprüchen des Werkes selbst ein schwer zu lösendes Problem, dem gegenüber wir die hohen Schönheiten in der Darstellung des Frl. Seebach nur um so lebhafter anerkennen müssen. Denn mit all' ihrer Genialität bleibt doch auch sie immerhin ein Kind ihrer Zeit.

Der Grundton bürgerlicher und mädchenhafter Einfachheit beherrschte ihre Darstellung mit der wohlthuenden Reinheit einer milden Farbe. Mit außerordentlicher Naturwahrheit ergriff uns am Schluß des zweiten Aktes die Ohnmacht. Sie war gewiß in ihrem plastischen Fall genau studirt, und doch verschwand in der Ausführung jede Spur des Studiums. Eine tiefe Schlummerlähmung hielt den Körper gefangen. Eine erschütternde Seelenfolter malte sich in der Spannung, mit der Luise die Vergiftung ihrer Seele tropfenweise aus den teuflisch berechneten Worten des schurkischen Peinigers sog, der sie zu dem entehrenden Briefe zwingt. Furchtbar wüthete der Sturm ihres Innern während des Schreibens in ihren Zügen, und wenn Schiller selbst ein Aufspringen, ein Hin- und Hergehen, ein wiederholtes Niedersetzen vorschreibt, so wurden alle diese von der Künstlerin befolgten äußeren Regungen der ängstlich flatternden Taube unendlich übertroffen durch die oft von uns geschilderte Gewalt ihres mimischen Ausdrucks. Vielleicht — wir rufen es der Künstlerin als eine Frage zu — vielleicht sollte sie es schwächeren Talenten überlassen, den Fenstergang mit seinem Verweilen auf gespannter Stimmung, die an sich herrlich gedachte Art ihrer Rückkehr mit der schmerzlich flehenden Bewegung gegen Wurm zur Steigerung der Wirkung anzuwenden. Ein Blick aus ihrem Auge ist mehr als zehn konvulsivische Bewegungen geringerer Talente, und sie ist so überreich an Mitteln des Ausdrucks, daß sie nur immer sich zu warnen hat, diese Fülle von Schätzen nicht verschwenderisch auszugeben. Voll tief gesättigt harmonischer Stimmung war der fünfte Akt, für uns der schönste, am edelsten beseelte Theil ihrer Darstellung, und in diesem Theile wieder der Moment des Sterbens die Krone ihrer Kunst. Wir empfanden mit ihr die Qual des wühlenden Giftes, und doch wurde die gräßliche Wahrheit von der maßvollsten Schönheit umfangen. Wie aber sank sie hin, wie hauchte sie das Leben aus, wie lag sie da in entseelter und doch lieblicher Starrheit des Todes! Eine Blumenseele war aus ihrem Körper entwichen, und noch die leblose Hülle glich einem zerknickten Blüthenkelch. — —

Warum spielte Marie Seebach die Gabriele? Auch aus ihren anderen Rollen lernen wir ja das tiefe Studium schätzen, das sie nicht minder dem physiologischen als dem psychischen Theil ihrer Kunst zugewendet hat. Wir haben ge-